

# BERLINER Geschichte

ZEITSCHRIFT FÜR GESCHICHTE UND KULTUR

BeGe  
Ausgabe 23



# Modestadt Berlin

Mode-Metropole Berlin: Ein Blick zurück // Seide von Gabain //  
Kaufhaus Rudolph Hertzog: „Manufactur- und Modewaaren“ aus Berlin //  
Die Dame mit Styl: Berliner Modezeitschriften in den 1920er-Jahren //  
Fashion für Fräuleins: Mode im Nachkriegsberlin





**Mode-Metropole  
Berlin:**  
Ein Blick zurück  
UWE WESTPHAL  
6-13



**Seide  
von Gabain**  
SIBYLLE EINHOLZ  
14-21



## Kaufhaus Rudolph Hertzog: Manufactur- und Modewaaren aus Berlin

MATHIAS TANK

22–31



## Die Dame mit Styl: Berliner Modezeitschriften in den 1920er-Jahren

ANNA ZIKA

32–39

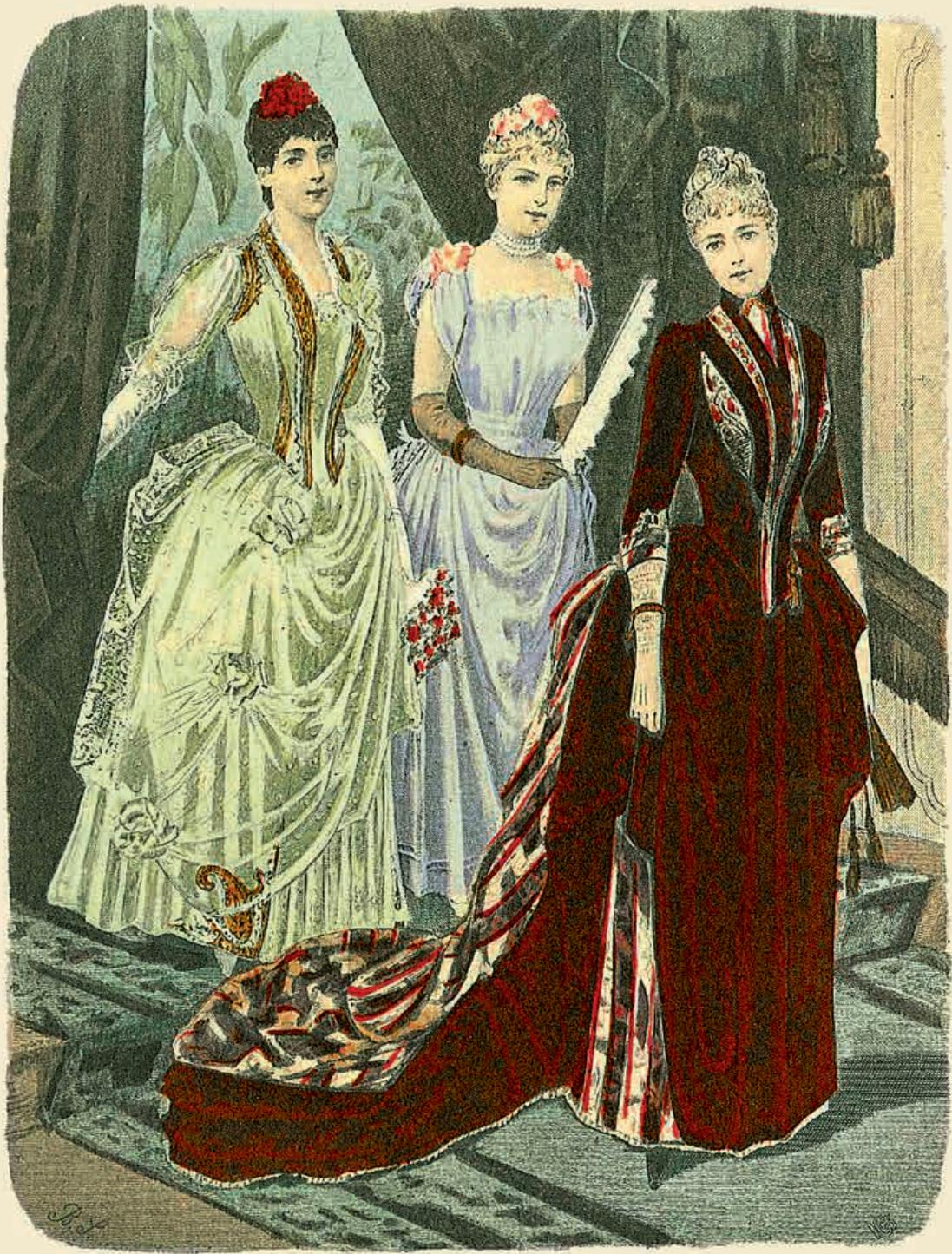


## Fashion für Fräuleins: Mode im Nachkriegsberlin

MILA GANEVA

40–49

EDITORIAL	3
REZENSIONEN	50
IMPRESSUM/ZULETZT ERSCHIENENE HEFTE/VORSCHAU	51



# DER BAZAR,

ILLUSTRIRTE DAMEN-ZEITUNG.

FEBRUAR 1888.

Uwe Westphal

# Mode-Metropole Berlin: Ein Blick zurück

Wer sich für die Geschichte Berlins interessiert, kommt nicht um die Großstadtwerdung der Stadt herum. Berlin erlebte seit den 1820er-Jahren einen gewaltigen Schub von Zuwanderern, der sich durch politische Entwicklungen zu Anfang des 20. Jahrhunderts noch verstärkte. Die Stadt wurde zur Drehscheibe von Talenten und Entwicklungen in den Bereichen der Wirtschaft, der Banken, des modernen Nahverkehrs und natürlich auch der Künste. Vor allem in den 1920er-Jahren lebte Berlin vom Ruf der Innovation und Exotik, der die neue Metropole attraktiv und lebendig machte. Die Berliner erholten sich langsam vom Ersten Weltkrieg und der nachfolgenden Armut, tatkräftig und mit dem spröden Charme des Berliner Humors, den wir aus Überlieferungen kennen. Aber was wissen wir eigentlich von der Mode und ihren Machern? Allen voran den vielen jüdischen Betrieben, die in der Damenmode führend waren? Erstaunlich wenig. Dabei gehörte die Berliner Konfektion zu den größten Industrien der Stadt, und der „Berliner Chic“ wurde von Frauen in der ganzen Welt stolz zur Schau getragen.

Fasziniert bewunderte das Berliner Publikum die Warenfülle in den lichtdurchfluteten, prächtig dekorierten Schaufenstern der Kaufhäuser Tietz, Wertheim oder Nathan Israel. Dabei kümmerte es den Betrachter nicht, ob er vor dem Schaufenster eines jüdischen oder nichtjüdischen Konfektionshauses stand. Welche außerordentliche Vitalität die Modebranche aufwies, wie prägend sie das Leben der vielen Angestellten und Arbeiter beeinflusste und das Treiben am Hausvogtei-platz, dem Zentrum der Berliner Mode, bestimmte, berichtete bereits 1906 der Chronist Moritz Loeb. Er schrieb ziemlich genau 70 Jahre nach den Gründungen der ersten jüdischen Modefirmen:

*»Acht Uhr in der Frühe. Noch hat das Leben und Treiben in den großen Geschäftsgebäuden nicht begonnen, dafür bietet das Straßensbild, das sich dem Beschauer um diese Morgenstunde zeigt, umso mehr des Interessanten. Die Tausenden von Angestellten, die im Konfektionsviertel beschäftigt sind, eilen ihrer Arbeitsstätte zu. Jedem Omnibus, jedem der zahlreichen, das Konfektionsviertel kreuzenden Straßenbahnwagen entsteigen in großer Zahl die jungen Leute und ihre weiblichen Kollegen, um in eiliger Hast die paar Schritte zum Geschäftslokal zurückzulegen. Nur wenige Angestellte kommen auf Schusters Rappen, allenfalls ein Teil der besser gestellten und unverheirateten Kommis, soweit sie in nicht zu großer Entfernung vom Geschäft*

ihre möblierte Bude haben. Die große Masse des Personals wohnt jedoch in zu großer Entfernung von der City, um viermal des Tages den Weg zu Fuß machen zu können. Namentlich die Geschäftsdamen kommen, soweit sie aus den Kreisen der Arbeiterschaft stammen, gewöhnlich aus den Außenbezirken des Ostens und Nordens, oft auch aus den Vororten. Sie sind unschwer im Straßenverkehr zu erkennen. Das Frühstückspaketchen in der Hand, auch wohl die Monatskarte der Straßenbahn, zeichnen sie sich meist durch einen gewissen Chic aus, der bei dem weiblichen Personal in manchen anderen Branchen, z. B. in den im Rathausviertel domizilierenden Konfektionszweigen, lange nicht so auffällt. Das Straßenbild belebt sich jetzt von Minute zu Minute. Rollwagen fahren vor den Geschäften vor, einerseits, um die in den späten Abendstunden des vergangenen Tages fertiggestellten Frachtsendungen abzuholen, andererseits, um angekommene Güter, Kisten und Ballen mit Stofflieferungen abzuladen ...

Der Hausvogteiplatz war das Zentrum der Berliner Konfektion. Aufnahme aus den frühen 1920er-Jahren

Bald nach acht Uhr kommen auch schon die ersten Lieferdroschken. Diese bilden eine besondere Eigenart des Konfektionsgeschäftes. Der Zwischenmeister, der, wie wir später näher sehen werden, die gesamte Fabrikation für seinen Auftraggeber übernimmt, hat die Pflicht, die fertige Ware (frei) Haus zu liefern, ebenso wie er in der Regel die ganzen Stoffballen auf eigene Kosten in seine Werkstätte transportieren muss ... Wenn gerade Hochsaison ist, so rollt im Konfektionsviertel unaufhörlich eine Droschke nach der anderen heran. Der ganze Platz ist von den Wagen der Lieferung eingenommen, kaum dass der mitfahrende Meister daneben noch Platz findet ... Für den mit den Verhältnissen nicht Vertrauten hat es den Anschein, als ob der Wagen geplündert und sein Insasse verhauden werden sollte. Die Sache ist aber harmloser. Es handelt sich um Gelegenheitsarbeiter, die den ganzen Tag hindurch im Konfektionsviertel herumlungern und sich durch das Heraustragen des

Packens in die Ablieferungsräume einen Groschen verdienen. Denn dem Herrn Zwischenmeister, der so was ‚nicht nötig‘ hat, ist diese Tätigkeit zu beschwerlich; manchmal mag sie auch in der Tat seine Kräfte übersteigen. Es gibt unter den Packträgern sogar Leute, die diesen im wahren Sinne des Wortes im Umherlaufen betriebenen ‚Beruf‘ seit Jahren ausüben und ihre feste Kundschaft haben. Diese wissen ganz genau, wann und wo ihre Meister liefern und sie sind bei deren Anfahrt vor dem Geschäftslokal pünktlich zur Stelle. Hier stauen sich oft ganze Wagenburgen an. Neben den Lieferdroschken, den Wagen der Kartonagenfabriken, den hochbeladenen Rollwagen der Spediteure halten zahlreiche Fuhrwerke aus den Appretur- und Dekatur-Anstalten. Die meisten Konfektionsstoffe müssen nämlich vor der Verarbeitung eine letzte Behandlung durchmachen, ehe sie ‚nadelfertig‘ sind ...

Nun rollen auch in Taxametern nach und nach die Chefs heran, der eine oder andere Mantelkönig auch wohl in eleganter, zweispänniger Viktoria. Selbstverständlich kommen auch die ersten Konfektionäre, die Herren mit den Ministergehältern, in Droschken vorgefahren, nicht minder die Reisenden der großen Häuser. Den Reisenden gehören überhaupt die nächsten Stunden im Verkehrsgebilde in der Umgegend des Hausvogteiplatzes. Allerdings nur den Stadtreisenden, die selbst eigentlich gar nicht der Konfektion angehören, jedoch mit dieser in ständiger Verbindung stehen. Es sind die Vertreter der Stoffgrossisten, der Knopf-, Besatz- und Passementeriefirmen, kurz aller Branchen, die die Lieferanten der Konfektion bilden. Darunter ist natürlich eine große Zahl selbständiger Agenten und Chefs, die aber ebenso wie ihre jungen Leute treppauf treppab den Aufträgen nachjagen müssen. Vielfach hat sich die Gepflogenheit gebildet, die Abnehmer täglich zu besuchen, und so ist die Anstrengung für die Stadtvertreter keine geringe ...

Endlich, der Abend naht schon heran, eilen die Stadtreisenden ins Geschäft; denn in ein bis zwei Stunden wird schon Schluss gemacht, und es gilt noch eine Reihe Anordnungen zu



den heutigen Aufträgen zu erteilen, auch noch Muster für den nächsten Tag zurechtzulegen. Kurz vor Schluss der Geschäfte schwillt der Wagenverkehr im Konfektionsviertel wieder mächtig an. Jetzt beginnt die Hauptzeit für das Abrollen der fertigen Güter; Rollwagen steht hinter Rollwagen, und die Trottoirs sind durch die Menge der aufzuladenden Kisten fast unpassierbar. Gleichzeitig geht der gewaltige Postpaketverkehr der Konfektion vor sich. Berge von Paketen, alle in den bekannten braunen Pappkartons, werden von den Hausdienern zur Post befördert. Ganz große Lieferungen werden mittels Fuhrer bewerkstelligt; lässt sich die Zahl der Pakete aber zur Not noch tragen, so bindet sie der Hausdiener in ein schweres grünes Tuch, um den ganzen Pack mit großer Kraft und Geschicklichkeit auf den Rücken zu nehmen, wobei die Tuchenden als Handhabe dienen. An den Schalern der zahlreichen Postämter im Konfektionsviertel geht es dann auch um die siebente Stunde wie im Taubenschlag zu ...

Ein allgemeiner Strom auf die Verkehrsmittel, zu denen in den nächsten Jahren am Hausvogteiplatz eine Station der Untergrundbahn kommen soll, beginnt, und in kurzer Zeit, schon vor neun Uhr abends, ist das gesamte Konfektionsviertel einsam und verödet, bis am nächsten Vormittag die emsige Tätigkeit von neuem beginnt. Nur in der Hochsaison verraten bis tief in die Nacht hinein hell erleuchtete Geschäftslokale, dass die Tagesstunden für die Fülle von Arbeit nicht ausgereicht haben.“

(Aus: Moritz Loeb: Berliner Konfektion. Großstadt-Dokumente. Berlin 1906, Auszüge aus Kapitel III)

## DAS 19. JAHRHUNDERT: EINE REVOLUTION DER MODEWELT

Bis am Hausvogteiplatz, wie von Moritz Loeb vor fast 115 Jahren beschrieben, das Geschäftsleben pulsierte und es regelrecht wie im Taubenschlag zuging, war es jedoch ein langer Weg. Denn die Hausvogtei, die 1750 auf dem Gelände erbaut wurde, war zunächst das königliche Hofgericht mit einem Untersuchungsgefängnis für Stadtteilbewohner, Schlosspersonal und – Berliner Juden. Erst im 19. Jahrhundert entwickelte sich hier die Konfektionsindustrie, und es entstanden nach und nach vierstöckige Gebäude, in denen größtenteils Menschen jüdischen Glaubens lebten und arbeiteten.

Diese Firmen sorgten ab 1830 dafür, dass es endlich Kleider „von der Stange“ gab, die auf Vorrat hergestellt und von Kunden zu festen Preisen gekauft werden konnten. Schließlich war maßgeschneiderte Mode für den Normal-Berliner viel zu teuer und letztlich auch unpraktisch. Die Juden, die zumeist aus Galizien und Posen vor den Pogromen nach Berlin flüchteten, waren gute Händler und Schneider. Die Lockerung der Gewerbeordnung und die Zulassung von Juden als gleichberechtigte Geschäftsleute ab 1812 setzten den alten und starren Handwerksvereinen der Schneider arg zu. Sie verloren ihren Alleinanspruch auf die Bekleidungsherstellung. Nun durften auch Juden neue Kleidung anfertigen, was ihnen zuvor nicht erlaubt war. Eine wachsende Nachfrage nach Alltagskleidung – besonders für Frauen – war die Folge.

Vier besonders tüchtige Männer brachten es schon bald zu Welt- ruhm: David Leib Levin, Valentin Manheimer, Herrmann Gerson, Nathan Israel und Rudolph Hertzog. Bevor diese Karrieren aber vollständig auf den Weg gebracht wurden, musste sich erst noch viel in der Mode und Gesellschaft verändern. Herrmann Gerson, ursprünglich aus Königsberg, avancierte 1848, jetzt am Werderschen Markt, zum Königlichen Hoflieferanten. Eine Auszeichnung und Prominenz, die

der Chanel's in heutiger Zeit gleichkommt. Valentin Manheimer gründete 1840 in der Oberwallstraße 6, ganz nah am Hausvogteiplatz, seine Firma V. Manheimer. Er und Gerson bildeten die Elite der Modeherstellung und gelten bis heute zusammen mit Nathan Israel, David Leib Levin und Rudolph Hertzog als Gründer der Berliner Konfektion.

## 1840–1900: STARKE MODE – HEFTIGE FEINDSCHAFTEN

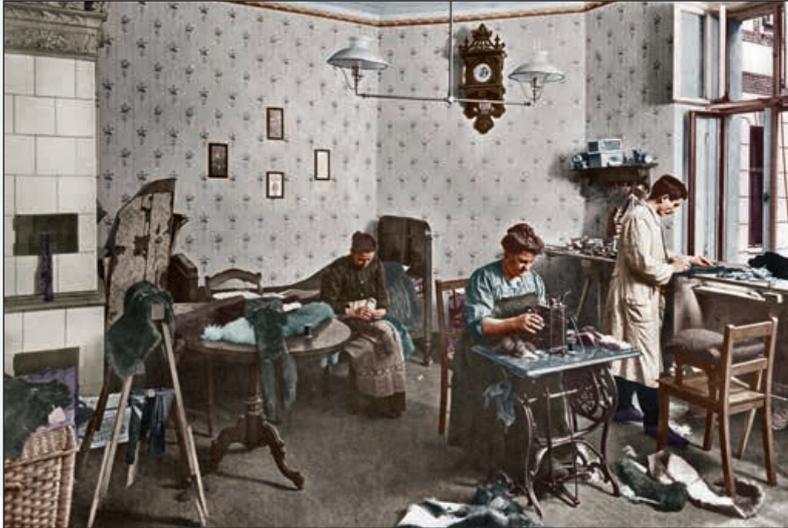
1855 nahm die Kaufmannschaft von Berlin mit „Genugtuung“ zur Kenntnis, dass die „Confectionnes“ einen beachtlichen Erfolg verzeichneten. Sie meinten damit die neue, serienmäßige Herstellungsmethode von Bekleidung. Tatsächlich war der Begriff der französischen *confection* entlehnt, ging aber schnell als „Konfektion“ in den allgemeinen Sprachgebrauch ein. Je erfolgreicher die Berliner Konfektion nach Österreich und gar Amerika exportiert wurde, desto deutlicher traten antijüdische Ressentiments, die schon 1830 kursiert hatten, wieder an die Oberfläche. Die abgehängten Traditionshersteller von Bekleidung machten aus ihrem Neid kein Geheimnis. Mit dem internationalen Erfolg der Berliner Konfektionsfirmen wuchs auch die Stigmatisierung der zumeist jüdischen Firmenbesitzer.

Mit der Erfindung der Nähmaschine revolutionierte Isaac Merritt Singer in Amerika 1851 die Welt der Bekleidungsherstellung. Hatte eine Person für die Anfertigung eines Hemds bislang gut zehn Stunden gebraucht, dauerte es mit der neuen Nähmaschine nur noch eine Stunde. Damit war der Weg zur industriellen Fertigung eröffnet. Die Nähmaschine hielt Einzug in Tausende von Heimwerkstätten in den Berliner Außenbezirken, wo Heimarbeiterinnen zu erbärmlich niedrigen Löhnen für die Firmen am Hausvogteiplatz schufteten. Nicht selten wurden auch Kinder zur Mitarbeit gedrängt. Der unfassbare Luxus von Seidenröcken der Krinolinen-Mode, die den Frauen mit eingeschnürter Hüfte fast die Luft zum Atmen nahm, bildete einen krassen Gegensatz dazu. Überhaupt war teuer und luxuriös das Motto der Modehersteller. Samt- und Kaschmirstoffe waren „in“, blieben aber für die einfache Berlinerin unerschwinglich. Diese soziale Ungerechtigkeit schlug sich in der Politik nieder. Antijüdische Propagandisten und Judenhasser gaben den jetzt fast zu 80 Prozent jüdischen Modefirmen die „Schuld am Elend der kleinen Leute“: „Die Hände deutscher Arbeiter und Arbeiterinnen haben die Kunstwerke hergestellt ... Der Jude hat das Geld eingesteckt“, agitierten sie und suchten auf diese Art ihre Absichten in politisches Kapital umzusetzen. Der Begriff von der „verjudeten Mode“ tauchte so erstmals 1899 auf, bevor sich nach 1933 die Nationalsozialisten darauf bezogen.

Den Aufstieg der Berliner Mode hinderte das jedoch nicht. Zum Wechsel in das 20. Jahrhundert hatte sich innerhalb von 70 Jahren nicht nur am Hausvogteiplatz, sondern auch am Dönhoffplatz, an der Spandauer Straße mit Nathan Israels Kaufhaus – auch das „Harrods von Berlin“ genannt –, der Krausenstraße, der Jerusalemer Straße, der Mohrenstraße, der Oberwallstraße und im gesamten Areal um den Hausvogteiplatz eine einflussreiche Industrie etabliert.

## ADIEU KORSETT. MODE FÜR DIE EMANZIPIERTE FRAU

Der verlorene Erste Weltkrieg, die Armut und die bis 1923 dauernde Inflation sowie politische Unruhen waren kaum geeignet, um sich Gedanken um modische Kleidung zu machen. Trotz der in Berlin



Stube in der Winsstraße, die nachts als Schlafraum und tagsüber als Arbeitsraum für Pelzkonfektion dient. Aufnahme von 1910

veranstalteten Modewochen blieb der Konsum aus. Dennoch entwickelte die Konfektion schon in diesen Jahren die Grundlagen für den Berliner Stil. Dazu gehörte die „Reformmode“, die bereits in Frankreich und England populär war. Immerhin war die Frauenmode im 19. Jahrhundert vom Korsett bestimmt gewesen. Bertha von Suttner, 1905 als erste Frau mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet, wusste von den Qualen der eingeschnürten Frauen: „Das Korsett ist eine Qual, ... die Mode ist eine Qual ... Aber notabene: Ich habe immer ein Mieder getragen.“ Nun sollte Schluss sein mit Korsett und Atemnot. Auch gesellschaftlich wurden Frauen langsam von veralteten Zwängen befreit: Mit der Weimarer Republik wurde Abschied vom traditionellen Frauenbild und der Stellung der Frau in der Gesellschaft genommen. Nicht zuletzt, weil immer mehr Frauen für die Büro- oder Fabrikarbeit benötigt wurden. Und das funktionierte nur, wenn frau nicht, im wahrsten Sinne des Wortes, in unpassender Kleidung am Arbeitsplatz erschien. Mode wurde zum Ausdruck großstädtischen Lebens und Lebensgefühls und Berlin ihr kulturelles Zentrum.

Denn der wichtigste Multiplikator neuer modischer Ideen in Berlin waren die Kulturstätten und großen Amüsierbetriebe, die Revuen, Kabarets, die Schauspielhäuser und Kinos. Wer etwas zu sagen hatte in Literatur, Musik, Film, Theater oder

Tanz, lebte in dieser Stadt. Intensiver und vielleicht auch unbelasteter als z. B. in Paris oder Wien, wo der Wunsch nach einem Bruch mit den traditionellen Moral- und Kulturvorstellungen nicht so groß war, drückte sich in Berlin das Lebensgefühl einer neuen Zeit aus. Berlin wurde zur Metropole des intellektuellen und künstlerischen Lebens und suchte dabei seine eigene Authentizität. Für die Berliner Modellschöpfer und Konfektionshäuser war das die ideale Gelegenheit, die schon vor dem Krieg bestehenden Verbindungen zum Kulturbetrieb und zu Künstlern wiederzubeleben und zu nutzen.

### DIE SCHICKESTE SCHICKSE DER MODE? MODEKULTUR DER 1920ER-JAHRE

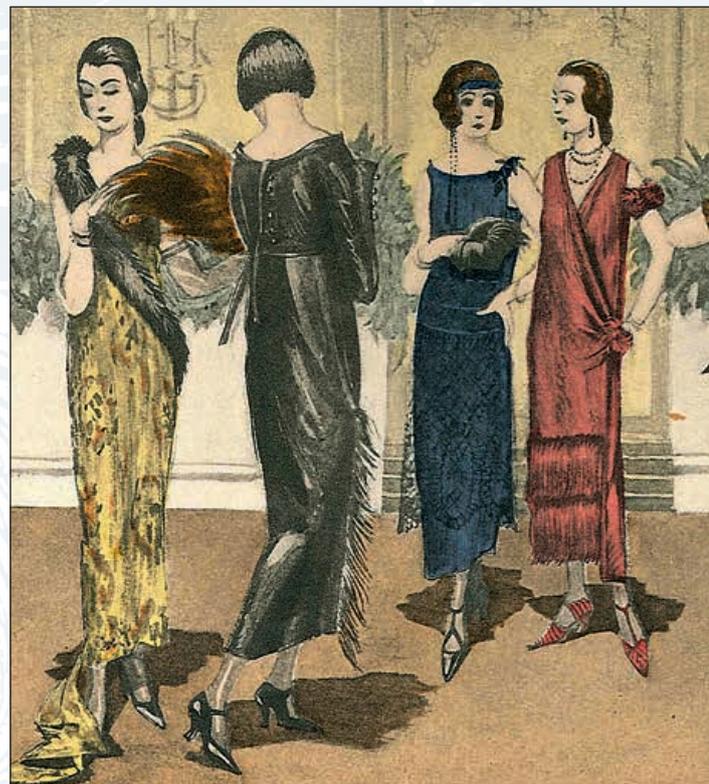
Die gegenseitige Beeinflussung von Mode und Kultur zeigte sich am deutlichsten in den opulenten Ausstattungsrevuen, wie sie z. B. von Hermann Haller im Theater im Admiralspalast zwischen 1923 und 1932 zu sehen waren. Hier entfaltete sich ein wahrer Materialluxus, in dem sich die Fantasie und schöpferische Leistungskraft der Kostüm- und Bühnenbildner wie Josef Fenneker, Ludwig Kainer und Emil Pirchan unbegrenzt entfalten konnten. Zur Anfertigung der teuren Kostüme bevorzugte man die fachliche Beratung oder auch die Werkstätten von renommierten Mo-

dellfirmen wie Hermann Gerson, Valentin Manheimer oder Regina Friedlaender. Die Modefirmen nahmen die Trends gerne auf, und in den Auslagen und Modenschauen konnte das Publikum dann die tragbar gemachten Modelle bewundern oder kaufen. So waren die Stars der Revuen gleichzeitig Werbeträger und Leitfiguren modischer Veränderungen.

Der erst in den 1920er-Jahren durch die aufkommenden Massenmedien ermöglichte Starkult zeigte noch weitere Erscheinungen, die für die Konfektion wichtig waren: die Vermarktung von Gefühlen und Wünschen, die mit Kleidung und Mode verbunden waren.

Zudem erschloss sich den Modefirmen mit dem Anwachsen des Handels, mit den modernen Großbetrieben und der öffentlichen Dienstleistung in Berlin ein neuer Kundenkreis: die Angestellten. Diese wollten „up to date“ sein und mit modischer Kleidung von der Stange das Gefühl vermitteln, auf der Höhe der Zeit zu sein. Die knabenhafte, schlanke *Garçonne* war Symbol einer Moderichtung und eines neuen Frauentyps zugleich. Sie

Ein Befreiungsschlag: Mode des 20. Jahrhunderts braucht kein Korsett mehr und zeigt mehr vom weiblichen Körper als jemals zuvor.



10: © alamy-images; 10/11: Aus: Der Bazar. 70 Jahre deutsche Mode, Berlin 1974. Archiv Uwe Westphal; 11: Archiv Uwe Westphal

war, so typisiert sie in der Alltags- und Berufswelt zwischen 1923 und 1933 auftrat, ein reines Kunst- und Modeprodukt mit großer Ausstrahlungskraft: bekleidet mit einem einfachen, losen Hängerkleid, geschmückt mit der unabdingbaren langen Kette, sowie schlichten Schuhen mit halbhohem Absatz. Der schon 1920 von Coco Chanel und der Tänzerin Isadora Duncan in Europa verbreitete „Bubikopf“ gehörte ebenfalls zu diesem Modetyp. Die „Neue Sachlichkeit“ verabschiedete sich vom opulenten Dekor.

Beflügelt wurden die Modeschöpfer in ihrer Arbeit aber nicht nur von den großen kulturellen Strömungen. Sie ließen sich auch von Trends leiten, die aus der entstandenen Subkultur, der „Demimonde“, den Nachtclubs, hervorkamen. Selbst das so noble Modehaus Valentin Manheimer stellte in seinen Auslagen gedeckt farbige „Kokain-Komplets“ (Kleid mit dazugehöriger langer Jacke) aus. Das mag nicht zuletzt an den schillernd-androgynen Figuren gelegen haben, die das Nachtleben der Metropole bevölkerten und die Modestylisten in ihren Bann



zogen. Schließlich hatten auch die gut verdienenden Konfektionäre, wie Siegfried Kracauer bemerkte, gelegentlich einen Hang zu dem von ihnen produzierten Luxus und dem unterkühlten Ambiente zwielichtiger Lokalitäten. Marcellus Schiffer, einer der brilliantesten Chansontexter dieser Zeit, und der Komponist Mischa Spoliansky, der ein Lehrjahr im Modehaus Gerson verbrachte, nahmen sich 1928 in ihrer Revue *Es liegt in der Luft* spöttisch den Nerv dieser Zeit und Moden vor:

**„Die Linie der Mode**

*Es steht in dem Fenster der Menschheit zur Schau eine magere Frau unbeweglich.*

*Es hat zum Kostüm ihr der Stoff nicht gereicht – was oben sie zeigt ist kläglich.*

*Sie kann sich nicht brüsten – sie hat keine Brust, ein Leibchen ist Hülle des Leibes.*

*Sie hat keine Hüften – sie hat keine Lust, dieser Restbestand eines Weibes!*

*Sie spreizt ihre Arme – sie dreht sich im Kreis.*

*Was will sie? Was hat sie? Was kann sie? – Wer weiß?*

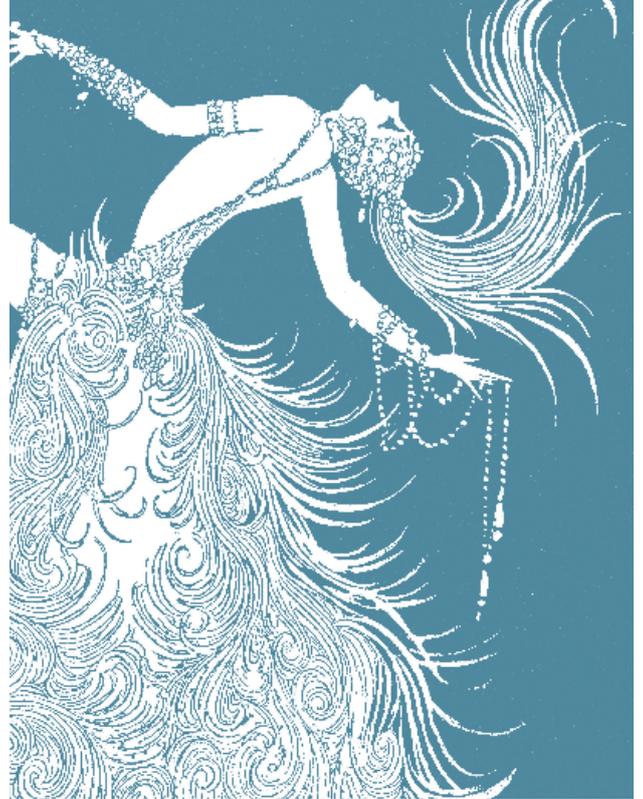
*Wer ist dieses Ausrufungszeichen der Not?*

*Welch Abgesandter vom Tode?*

*Man weiß nicht – ist es der Hungertod?*

*Oder die neueste Linie der Mode?“*

Sosehr sich die hochpreisigen Konfektionsfirmen auch den Randscheinungen der Szene widmeten und sich von ihnen beeinflussen ließen, blieben sie doch mit ihrem modischen Schaffen der Eleganz und Qualität verpflichtet. Die Impulse dafür kamen nun nicht mehr allein aus Paris. Couturefirmen wie Johanna Marbach in der Lennéstraße oder der Damensalon von Sophie Storch wirkten stilbildend für Berlin und über die Grenzen Deutschlands hinaus. „Der Kleidersinn war weniger dramatisch, war demokratischer und daher eleganter geworden“, beschrieb Franz Hessel die von ihm beobachtete Situation 1929 in Berlin. Dies ist auch auf die Tätigkeit der großen und bekannten Modellhäuser der



Kostüm aus der Haller-Revue  
Achtung! Welle 505 von 1925

Konfektion zurückzuführen. Zu den maßgeblichen Firmen dieser Zeit neben Herrmann Gerson und Valentin Manheimer gehörten unter anderen: Loewinberg & Dannenbaum, Auerbach & Steinitz, Hansen Bang, Norbert Jutschenka, Flatow & Schädlers, Block & Simon, Karl Lax, Friedländer & Zaduck, Geschwister Sauer, Orgler & Fidelmann.

Wie radikal der Nationalsozialismus diese Entwicklung zerstörte, wird daran deutlich, dass keine der genannten Firmen nach 1938 noch in Berlin vertreten war. Sie alle hatten jüdische Besitzer, die nach dem 30. Januar 1933 systematisch verdrängt, verfolgt und beraubt wurden.

**DIE VERTREIBUNG DER JÜDISCHEN MODEMACHER**

Schon im April 1933 rief die NSDAP zum Boykott jüdischer Firmen auf. Vor den Modegeschäften standen NS-Gefolgsleute, die davor warnten, „beim Juden zu kaufen“. Teilweise wurden Kunden mit Gewalt davon abgehalten, diese Geschäfte zu betreten. Aber das war nur der Anfang. Schritt für Schritt wurden danach den jüdischen Firmen die Bankkredite und Versicherungen versagt, beides unabdingbar für ein funktionierendes Geschäft. Den Gipfel der antijüdischen Kam-



## Armut, Protest und Glamour

**F**eiern am Rand des Abgrunds: Berlin in den „Goldenen Zwanzigern“ ist eine Stadt der Gegensätze. Die Metropole übt auf viele eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus, viele Schriftsteller und Künstler zieht es an die Spree, städtebauliche Innovationen werden gewagt, die Rolle der Frau wird neu definiert. Auf der anderen Seite herrschen Wohnungsnot und bittere Armut, die Folgen des Weltkriegs sind noch mit Händen zu greifen. Kai-Uwe Merz spürt den politischen Hintergründen, den sozialen Verhältnissen, der Stimmung und dem Lebensgefühl im Berlin der Weimarer Zeit nach und macht dabei auch die Ambivalenz deutlich, die die Stadt beherrschte.

Kai-Uwe Merz  
**Vulkan Berlin**  
 Eine Kulturgeschichte der 1920er-Jahre

208 Seiten, 16,5 x 24 cm  
 Hardcover mit Schutzumschlag, 80 Abbildungen  
 ISBN 978-3-96201-039-3 | € 25,00 (D) / € 25,70 (A)

[www.elsengold.de](http://www.elsengold.de)

pagnen erreichten die staatlichen Behörden mit den Pogromen im November 1938.

Ida Behrens, ehemals Buchhalterin bei dem Berliner Blusenhersteller Wachowski in der Krausenstraße, erinnert sich:

*„Am 10. November kamen Leute in unser Büro ... Einer von stellte sich direkt vor Herrn Wachowski ... und schlug ihm mit der Faust ins Gesicht ... Dann warfen die Helfer fast die gesamte Korrespondenz, die in den Aktenschränken war, aus dem Fenster ... alle Lohnbuchhaltungsunterlagen, die Kundenkarteien und ... Papiere der Banken ... Das alles dauerte etwa eine halbe Stunde. Dann schrien sie uns an: ‚Judenschweine, Dreckspack‘, riefen sie.“*

Den Nationalsozialisten war klar, dass Konfektion und Textilindustrie der Mittelpunkt des jüdischen Gewerbetreibens waren. Sie wollten sich die Firmen mit aller Macht aneignen, wissend, dass deren Exporte für sie wichtig sein könnten. An Mode waren sie überhaupt nicht interessiert. Zahlreiche nichtjüdische

Geschäftsführer und Modedesigner kamen ihnen zu Hilfe. Sie sahen in dem staatlichen Raubzug gegen die Modeindustrie eine Chance für die eigene Karriere. Anfang 1939 waren fast alle wichtigen jüdischen Modefirmen geschlossen oder hatten neue Eigentümer gefunden, die den Besitz für einen Bruchteil des eigentlichen Wertes von den Berliner Behörden zugeschrieben bekamen. Hunderte Firmen wurden

Boycott jüdischer Geschäfte: SA- und SS-Leute vor dem Kaufhaus Wertheim. Ein Kameramann wartet auf Kunden, die das Warenhaus betreten.

so beschlagnahmt. Werkstätten von jüdischen Firmen, also die Nähmaschinen oder auch Bügelanlagen, wurden ab 1941 in die Arbeitslager nahe den Konzentrationslagern gebracht. Hier entstanden Zwangsarbeitswerkstätten, in denen jene Juden arbeiten mussten, die vorher noch in Berlin tätig gewesen waren. Zu trauriger Berühmtheit gelangte hier das Konzentrations- und Arbeitslager Lodz (Litzmannstadt).



Josef Neckermann, dessen Versandkataloge in der Nachkriegszeit der Bundesrepublik berühmt und erfolgreich wurden, diente den Nationalsozialisten als Berater für den Aufbau dieser Zwangsarbeitswerkstätten. Schnell begann hier die Massenherstellung von Bekleidung für Hitlers Kriegarmee und die Zivilbevölkerung. Wer die schlimmen Arbeitsbedingungen nicht aushielt, wurde in die Todeslager deportiert. Zwischen 1941 und 1944 stellten allein in diesem Lager ca. 13 000 Zwangsarbeiter 3,9 Millionen Frauenkleider her. Führend waren dabei die nach dem Krieg erfolgreichen Firmen von Hugo Boss oder die Mehler AG. Bis heute hat sich die Bekleidungs- und Modeindustrie in Deutschland nicht zu diesen Verbrechen bekannt.

Das Ende der jüdischen Beteiligung an der Berliner Mode war auch das Ende einer großen Tradition. Die Mode in der Nachkriegszeit war vor allem in Berlin gekennzeichnet von den Stars der Szene, die oft noch in den Firmen der enteigneten jüdischen Besitzer gelernt hatten. Detlev Albers war einer davon. Er lernte bei der Modefirma von Ludwig Lesser, der 1936, um sein Leben zu retten, nach England emigrieren musste. Albers gelang im Nachkriegs-Berlin eine Bilderbuchkarriere als Modeschöpfer. Ihm war aber bewusst, dass das nur möglich war, weil die „jüdischen Konkurrenten“ nicht mehr in Berlin waren. „Die kleinen Parteimitglieder der NSDAP in der Branche, die Mitläufer, die so viel verbrochen und denunziert hatten, die machten



Dem Modemacher Detlev Albers wird 1978 der Modepreis „Goldene Nase“ verliehen.

dann ihre Karriere“, so Albers. Der Kurfürstendamm, Vorzeigemeile der Berliner Mode, wurde zum Boulevard der kriminellen Profiteure der sogenannten Arisierungen jüdischer Modekreativität.

Die meisten der alten Modedesigner in Berlin sind nicht mehr unter uns. Jene, die profitierten, mussten oft schon in den 1970er/80er-Jahren Insolvenz anmelden. Es gab keinen Nachwuchs. Berlin als geteilte Stadt hatte ausgedient und keine neuen Kunden gewinnen können. Alle hochsubventionierten Versuche nach dem Mauerfall, eine Modeszene zu bilden, scheiterten am Designernachwuchs und der neuen globalen Konkurrenz aus Mailand, Paris, London, New York und Asien. Und erst kürzlich entschieden sich die

Investoren der Berliner Mode, ihre Fashion Shows lieber in Frankfurt, einer in Sachen Mode geschichtslosen Stadt, neu aufzulegen.

Was bleibt? Ein heute architektonisch eher gesichtslos gestalteter Hausvogteiplatz. Nur ein Denkmal, das seit 1993 an das alte, jüdische Konfektionsviertel erinnert. Einige andere Gedenktafeln kamen in den letzten Jahren dazu – aber die heutigen Modedesigner, Designfachbereiche der Universitäten und der Fashion Council Germany übten sich auch hierbei in Zurückhaltung, als ginge sie ihre eigene Geschichte nichts an. So gibt es bis heute keinen Designerpreis für Nachwuchstalente oder für Start-Ups im Namen der Modegründer. Schade. Denn die Geschichte der Berliner Mode fing mit diesen innovativen Gründern an. ■



© J. Sündel

#### DER AUTOR:

Als Journalist, Redakteur und Korrespondent lebte Uwe Westphal in London und New York. Heute ist er tätig als Buchautor in London und Berlin.

#### LITERATUR:

- Westphal, Uwe: *Ehrenfried & Cohn. Roman*. Berlin 2015.
- Westphal, Uwe: *Modemetropole Berlin 1836–1939. Entstehung und Zerstörung der jüdischen Konfektionshäuser*. (Engl. Ausgabe: *Fashion Metropolis Berlin 1836–1939. The Story of the Rise and Destruction of the Jewish Fashion Industry*). Leipzig 2019.



Sibylle Einholz

# Seide von Gabain

Seide aus Berlin? Diese Kenntnis ist eher verblasst, und man könnte meinen, es gebe keinerlei Reminiszenzen an eine durchaus fruchtbare Periode des Anbaus und der Produktion edler Seidengewebe in Berlin. Dabei gibt es nicht wenige Orte, die an diese Zeit erinnern. Zum Beispiel trifft man in Britz, Steglitz oder Zehlendorf heute noch auf die botanische Spezies des Maulbeerbaums, dessen Blätter das Futter für Seidenraupen waren. Aus ihren Kokons konnte der begehrte Stoff hergestellt werden. Die Bedeutung der Firma des Seidenwarenfabrikanten und -händlers George Gabain konnte allerdings erst kürzlich auf überraschende Weise näher beleuchtet werden. Ein von 1836 bis 1854 angelegtes Muster- und Arbeitsbuch ermöglicht den Einblick in die Seidenwelten Berlins in der Zeit des Biedermeier.

## EINLEITUNG

Der Katalog der Gewerbeausstellung 1844 im Berliner Zeughaus schildert die Geschichte und das Ausmaß der Seidengewinnung zur Mitte des vorletzten Jahrhunderts. Als ein nicht unbedeutender Wirtschaftsfaktor in Preußen existierte dieser Zweig seit dem späten 17. Jahrhundert. Die begehrte Rohseide musste nicht mehr aus China importiert werden, denn auch in Europa war sie inzwischen verfügbar. Französische Waren, wie Seide aus Lyon, waren sehr teuer. Gleichzeitig wuchs überall der Bedarf. So auch am Hof des preußischen Königshauses und in adligen und begüterten Kreisen. Seide wurde zur dekorativen Ausstattung der Schlösser mit Seidentapeten, Seidenvorhängen und Bespannungen für Möbel genutzt. Aber auch für festliche Damen- und Herrenkleidung verwendete man luxuriöse Seidenstoffe. Seidenbänder und -blumen fanden ebenfalls reichen Absatz.

Wie seine Vorgänger förderte und unterstützte auch Friedrich der Große (1712–86) den Anbau von Maulbeerbäumen und die Seidengewinnung, deren Entwicklung nicht zuletzt durch die Zuwanderung französischer Hugenotten verbessert worden war. Erfolgreicherer Anbau, Zucht der Seidenraupen, Spinnerei der Fäden und nicht zuletzt die Fähigkeit der Herstellung des feinen Gewebes waren das Ergebnis. Die Erfindung des Jacquard-Webstuhles ermöglichte die Mechanisierung und manufakturmäßige Herstellung in großem Stil. Auch in Berlin begründeten eingewanderte Hugenotten, die sich auf die Seidenwirkerei verstanden und französische Eleganz mitbrachten, zahlreiche Firmen. Seidenwaren für unterschiedliche Zwecke, von Raumausstattungen bis zu vornehmer Kleidung und den begehrten Seidenstrümpfen, eroberten den Markt für höfische und zunehmend bürgerliche Abnehmer. Es heißt, dass schon die äußerst modebewusste Königin Luise



(1776–1810) ihre Seidenstoffe bei alteingesessenen Händlern und Herstellern in Berlin kaufte.

Wer waren diese zu Beginn des 19. Jahrhunderts? Friedrich Nicolai (1733–1811) erwähnte 1786 die erste Seidenmanufaktur der Stadt, die Firma Bourguignon, an der Schlossfreiheit. Bekannt sind Ende des 18. Jahrhunderts weitere Firmen und Hersteller wie Baudouin, Girard & Michelet und Isaak Bernhard. Das heutige Knoblauchhaus im Nikolaiviertel erinnert an das erfolgreiche Unternehmen des Herstellers von Ordens- und Seidenbändern, Carl Friedrich Knoblauch (1765–1813). Im Parterre seines Hauses befand sich damals ein Ladengeschäft der Firma. Auch in der Nähe siedelten sich für das Seidengewerbe feste Geschäftsniederlassungen von Seidenwarenfabrikanten und -händlern an. Zu einem Zentrum des Handels mit Galanteriewaren hatte sich die Breite Straße entwickelt. Dort, im Haus mit der Nummer 22, lag auch das Geschäftshaus der Seidenfirma

Werbeanzeige: „Seiden-Waaren-Fabrik und Manufactur-Waaren-Lager George Gabain“, Lithografie um 1835

Häuserverzeichnis der Breiten Straße aus dem Jahr 1812. Grün markiert: das Haus Nr. 22

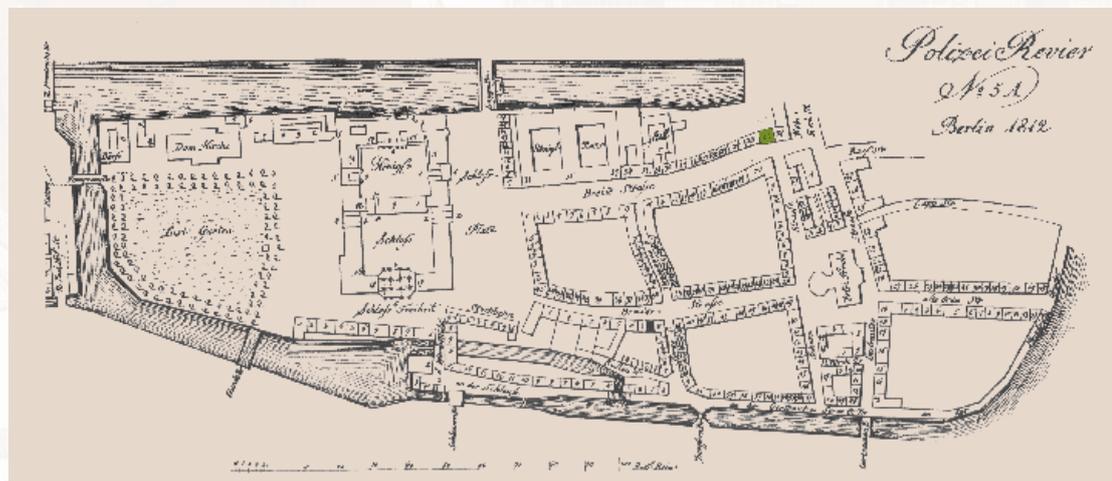
George Gabain. Damit sind wir bei dem Unternehmen, das im Folgenden näher beleuchtet werden soll.

### FAMILIE UND FREUNDE

Die Familie Gabain verfügte über ein für die damalige Berliner Gesellschaft nützliches Netzwerk familiärer und freundschaftlicher Verbindungen. Im historischen Rückblick las-

sen bedeutende Namen aufzorchten: Gropius, Schinkel, Schadow und Bötticher – das sind Namen bekannter Persönlichkeiten der ersten Hälfte des vorvergangenen Jahrhunderts, die das Gesicht Berlins mit prägten. Firmengründer der Gabainschen Seiden- und Tapetenfabrik war George Gabain (1768–1826). Er war hugenottischer Abstammung und Mitglied der Berliner französischen Gemeinde. 1798 kaufte er das schon zuvor bewohnte und als Firmensitz genutzte Haus Breite Straße 22. 1806 wird er mit 110 Webstühlen an dritter Stelle der Berliner Seidenfabrikanten genannt. Ein guter Ruf bestätigte die Erzeugnisse, sodass Gabain 1822 die Goldene Preismedaille für Gewerfleiß verliehen wurde.

Über George Gabain eröffnet sich ein breites Beziehungsgeflecht in Berlin. Die Ehefrau Caroline Gabain, geb. Gropius (1759–1831), hatte neun Geschwister, von denen einige ihr Glück in Berlin suchten. Zwei Neffen traten in das Seidengeschäft des Schwagers ein. Friedrich Gropius (1779–1854) wurde in der Folge kaufmännischer Leiter des Unternehmens. Er blieb bis zu seinem Tod im Haus Nr. 22 wohnen. Sein Bruder Carl Christian Gropius (1781–1854) wurde technischer Leiter. Über seine Ehefrau Bertha, geb. Wahnschaffe, bestand eine verwandtschaftliche Verbindung zum Bildhauer und Akademie-Direktor Johann Gottfried Schadow (1764–1850), der in zweiter Ehe Henriette Rosenstiel, Schwägerin von Berthas Schwester Agnes, heiratete. Auch in den Häusern Breite



Straße 30 und 13 lebten mit weiteren Mode- und Galanteriewarenhändlern verheiratete Gropius-Schwester und -Töchter. Die Ehe von George Gabain und Caroline Gropius war kinderlos geblieben. 1811 wurden Friedrich und Carl Christian Gropius Teilhaber der Firma Gabain. Von 1805 bis 1809 wohnte der junge Karl Friedrich Schinkel (1781–1841) bei ihnen. Er hatte im Haus ein kleines Atelier und teilte sich die Schlafstube mit Carl Christian. Von ihm stammt ein Gemälde des geplanten Gabainischen Landhauses in Charlottenburg. 1809 zog Schinkel wegen seiner Heirat aus. Man blieb aber familiär und geschäftlich eng verbunden. Das erklärt auch die vielen Aufträge zu Schinkels Projekten, die an die Seidenfabrik Gabain gingen.

1824 übernahmen die Brüder Gropius endgültig die Firma unter Beibehaltung des bewährten Namens Gabain. 1844, auf der großen Gewerbeausstellung, heißt es: „Besitzer Gebrüder Gropius“. Aus dem Bericht zur Ausstellung kann man eine allgemeine Bewertung der Firma ableiten: „Sämtliche ausgelegte Fabrikate waren in so ausgezeichnet guten Qualitäten gearbeitet, dass sie den bekannten guten Ruf der Fabrik in allen Beziehungen vollkommen bestätigen.“ Auch 1851, auf der ersten Weltausstellung in London, war die Firma Gabain vertreten. Technisch und kreativ aufgeschlossen, entstanden zahlreiche Neuerungen. Die Firma erfand das „Gros de Berlin“, das „Glacé de Berlin“, „Crêpe d'argent“ und viele nachgefragte Dessins für allgemeine Dekorationsstoffe und Kleider: Gelobt wurde, dass die Erzeugnisse in der Mehrzahl der Muster von eigener Erfindung und ohne Nachahmung französischer Dessins entworfen waren. Im Rahmen der technischen Besonderheiten der Firma muss auf Karl Bötticher (1806–89) hingewiesen werden, der ab 1834 auf Beuths und Schinkels Wunsch als Zeichenlehrer in der Dessinateur-Abteilung des Gewerbeinstitutes tätig wurde. Bötticher sollte dort Weber im Musterzeichnen unterrichten. Deshalb vermittelte man ihm zunächst eine Lehrstelle bei Gabain, wo er schnell vom Lehrling

zum Mitarbeiter avancierte. Seine technische Erfindung, „Böttichers System“, machte aus dem einfachen Jacquard-Webstuhl ein Modell, das mit doppelter Breite weben konnte. Auch Entwürfe von Dessins sind auf ihn zurückzuführen. In enger Freundschaft blieb der später berühmte Archäologe und Museumsmann Bötticher der Familie Gropius zeitlebens verbunden.

Damit ist die günstige Ausgangslage skizziert, die für die Firma Gabain eine erhebliche Tragweite hatte und sowohl den näheren Standort als auch die Spitzen der damaligen Berliner Gesellschaft umfasste.

### MUSTER- UND ARBEITSBUCH GABAIN

Unerwartet aufschlussreiche Angaben über die Firma und ihre Produktion lieferte vor wenigen Jahren der Fund eines Muster- bzw. Arbeitsbuches der Firma Gabain. Diese Entdeckung ist spektakulär

bot sich ein Einblick besonderer Art, der „ganz nah dran“ und über einen Zeitraum von fast 200 Jahren hinweg eine Anmutung der gewebten Seiden zeigt. Die Ansichten kleiner Stoffproben dienten damals der realen Erinnerung an schon Gewebtes und dessen Varianten. Es sind keine Rapport-Stücke in originaler Größe, sondern der Nachweis gearbeiteter Stoffe mit allen dazugehörigen Informationen. Die Tatsache, dass Textilien sehr fragil sind und kaum im Original die Zeiten überdauert haben, macht diese Funde, die durch ihre unveränderte Frische beeindruckend, besonders wichtig. Unmittelbar nach der Entdeckung wurden die originalen Vorlagen für notwendige Rekonstruktionen in Häusern der Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg genutzt. Nach alten Vorlagen entstanden Vorhangstoffe und Borten für den Pavillon am Schloss Charlottenburg. Es lohnt sich also, die Aufträge etwas näher zu beleuchten, weil sie rückblickend die damalige und



Stoffmuster für Borten für den Pavillon am Schloss Charlottenburg

zu nennen. Es eröffnete sich eine Fundgrube näherer Erläuterungen zu Aufträgen, die zwischen 1836 und 1854 an die Firma gingen. Damit konnte nicht nur ein Bild des Unternehmens, sondern in vielen Fällen auch eine Anschauung der gewebten Seidenstoffe vorgeführt werden. So

die heutige Bedeutung der Berliner Seidenfirma Gabain ausmachen.

Konzentrieren wir uns wieder auf das Arbeitsbuch, dessen Einträge mit „Einrichtungs-Kosten verschiedener Tapeten, Meubles und Kleiderstoffe“ betitelt sind und die Jahre 1836 bis 1854 umfassen. Es

gibt Aufschluss über die Erzeugnisse des Seidenwarenfabrikanten. Aus den Aufzeichnungen erschließen sich ein Herstellungsprozess ebenso wie in vielen Fällen Auftraggeber und Verwendung. Das Buch bietet einen interessanten Überblick über die Auftragslage, die Machart und Farbe(n) der Stoffe, nennt Weber bzw. „Stuhlinhaber“, Kartenschläger für den Jacquard-Webstuhl, den Umfang einzelner Lieferungen und die endgültige Kostenaufstellung. Bevorzugte und vielbestellte Muster stechen heraus. Gleichermäßen entstanden Stoffe auch für das Lager und den Verkauf im Ladengeschäft in der Breiten Straße 22.

### AUFTRÄGE

Neben der oben genannten Entdeckung des Auftrages für den Pavillon im Charlottenburger Schlossgarten, den Schinkel für Friedrich Wilhelm III. (1770–1840) und seine zweite Ehefrau, die Fürstin Liegnitz (1800–73), eingerichtet hatte, sind im Buch zahlreiche Dekorationsstoffe für preußische Schlösser belegt. Teile der Paradekammern des Berliner Schlosses, die Palais des Königs, seines Bruders Prinz Wilhelm, des Kronprinzen und späteren Königs Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861),

Stoffmuster für die Ausstattung des Speisezimmers des Kronprinzen, 1837

der Prinzen Carl (1801–83) und Albrecht (1809–72) sowie für das Prinzessinnenpalais wurden mit Textilien der Firma Gabain ausgestattet. Ebenso gab es Anfertigungen für die Schlösser Sanssouci, Babelsberg und Charlottenhof. Es gab Auftragsarbeiten für den Wiederaufbau von Schloss Stolzenfels in den preußischen Rheinprovinzen, für die Schlösser Hohenzollern-Sigmaringen, Mainz, Koblenz, Braunschweig und Breslau, aber auch für das Winterpalais in St. Petersburg. Nicht jede Verwendung der Textilien ist genannt, doch handelte es sich sowohl um Textilien für Repräsentationsräume als auch für die Privatgemächer der königlichen Familie.

Prinz Albrecht, jüngster Sohn von Königin Luise, heiratete 1830. Im selben Jahr beauftragte er Schinkel mit der Neuausstattung seines Palais in der Wilhelmstraße mit Tapeten, Möbelbezügen und Vorhängen nach eigenen Wünschen. Etliche Aufträge hierzu gingen an die Firma Gabain. Die Entwürfe sind alle im Auftragsbuch festgehalten. Auf der Gewerbeausstellung 1844 waren mehrere der Tapeten für das Prinz-Albrecht-Palais ausgestellt. Zu sehen waren auch die Arbeiten für die Paradekammern im Berliner Schloss.

Näher kommen wir der königlichen Familie über Textilien zur

Ausstattung der privaten Gemächer, wie 1837 das Speisezimmer des Kronprinzen mit einem Damast im sogenannten Kronprinzen-Dessin. In das Intime gelangt man 1846 über den Eintrag zu einem Dekorationsstoff für den Bezug der „königlichen Bettstelle“ mit einem geblühten Muster in Smaragdgrün, dessen Stoffprobe bei der Beschreibung leider nicht erhalten ist.

Die Firma Gabain fertigte auch Textilien zur Ausstattung von Räumen außerhalb der Schlösser an, die der königlichen Nutzung und monarchischen Repräsentation dienten. Dazu zählt auch die königliche Kutsche, deren Neuausschlag 1841 bei Gabain bestellt wurde. Ein Acanthus-Dessin war die Grundlage eines Stoffes, der in Eile im Juni 1850 hergestellt wurde. Die Anfertigung ist einem politischen Ereignis zu verdanken: dem Attentat auf König Friedrich Wilhelm IV. am 22. Mai 1850. Der Stoff wurde „zu dem Ameublement in dem königlichen Zimmer auf der Potsdamer Eisenbahn“ verwendet. Denn: „Bei der Verwundung des Königs durch den wahnsinnigen Unteroffizier Sefeloge war das Sofa ganz mit Blut befleckt worden.“ Der Möbelhersteller Hiltl bestellte daraufhin 41 Ellen (eine Preußische Elle entsprach 66,7 Zentimetern) des oben genannten Stoffes für einen Neubezug der königlichen Sitzgelegenheit. Leider ist zu den technischen Erläuterungen keine Stoffprobe erhalten.

Sowohl König Friedrich Wilhelm III. als auch sein Nachfolger Friedrich Wilhelm IV. waren bekanntlich eifrige Besucher der Berliner Bühnen. Räumlichkeiten wie die königliche Loge im Konzertsaal des Schauspielhauses am Gendarmenmarkt und das königliche Foyer im Opernhaus waren mit Stoffen von Gabain dekoriert. Nach dem großen Brand der Oper 1843 kam es zu einem raschen Wiederaufbau des Hauses Unter den Linden. 1844 lieferte Gabain mehr als 280 Ellen eines mohnroten Seidenstoffes. Für das „Theezimmer“ im königlichen Foyer der Oper konnten im Januar 1845 ca. 260 Ellen Dekorationsstoff geliefert werden. Die Stuhlüberzüge für das Opernfoyer arbeitete

